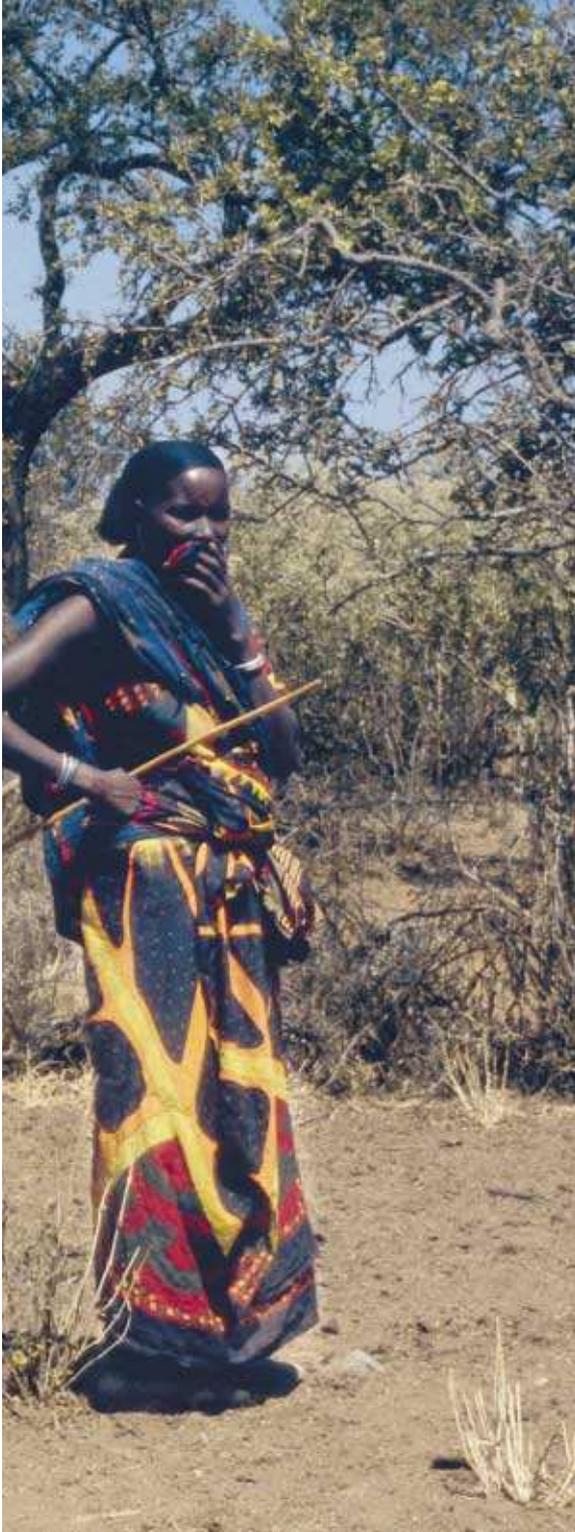




Innovation im Rhythmus der Natur

Die nomadischen Viehhirten im Süden Äthiopiens leben im Rhythmus der Natur. Traditionelle Regeln bestimmen ihr Leben. Doch viele aktuelle Probleme lassen sich damit nicht mehr lösen. Bevölkerungswachstum, Migrationsdruck und Dürren bedürfen neuer Antworten. Die Technische Zusammenarbeit trägt dazu bei, sie im Einklang mit angestammten Lebensweisen zu finden.

Tillmann Elliesen | Text und Fotos



Jabole Buru zeigt mit seinem Stock auf den Hang hinter der Schule. „Das ist eine unserer Viehweiden für die Trockenzeit“, sagt er. Eines Tages wollten sich dort Siedler niederlassen und Ackerbau betreiben. Der Wortführer der Gemeinde Cheri Liche im südäthiopischen Tiefland von Borana machte ihnen klar, dass das nicht geht. „Das Problem ist: Die alte Regel wird immer weniger beachtet“, sagt er.

Die Dorfautorität bestand auf dieser Regel, die Weide- und Siedlerland voneinander trennt. Sie ist die traditionelle Basis der halb-nomadischen Viehhaltung in diesem Landstrich von Äthiopien. Praktisch sieht das so aus: In den Regenzeiten ziehen die Männer mit ihren Herden in besondere Weidegebiete, in denen es zeitweilig Wasser gibt. Die Weiden in der Nähe der Dörfer mit dauerhaften Wasserquellen, meist Tiefbrunnen, werden für die Trockenperioden geschont. Die sensible Nutzung der Weiden und Wasserressourcen ist Teil einer traditionellen Ordnung, Gada genannt, nach der die Menschen hier ihre sozialen, politischen und ökonomischen Angelegenheiten demokratisch regeln.

Diese Ordnung, während des Mengistu-Regimes politisch und organisatorisch geschwächt, kommt an ihre Grenzen. Das starke Wachstum der Bevölkerung – die Quote: knapp drei Prozent – und damit auch des Viehbestands hat Folgen. Die Weiden werden übernutzt. Das Tiefland von Borana ist zudem einem wachsenden Wanderungsdruck aus Somali ausgesetzt, der östlichen Nachbarregion von Oromiya. Die Regierungen in Addis Abeba hatten seit Mitte der 80er Jahre mehrmals die Verwaltungsgrenze zwischen Oromiya und Somali nach Westen verschoben. Somali-Viehhirten nahmen daraufhin angestammte Weidegebiete der Borana-Hirten in Besitz. Weideland geht auch durch unangepassten Ackerbau verloren. Wild wachsende Büsche breiten sich aus. Die

Borana-Hirten brannten ihre Weiden traditionell einmal im Jahr ab, um das Buschwerk zu stoppen. Mengistu Haile Mariam hatte dies verboten. Das Gestrüpp konnte in der Zeit seiner Herrschaft von 1974 bis 1991 ungestört wuchern. Heute ist der Wildwuchs kaum mehr zu kontrollieren.

Ein weiteres großes Problem: Die Borana-Hirten verkaufen ihren Überschuss an Vieh in den vergangenen Jahren immer schlechter. Händler, die früher aus dem Hochland in der Mitte und im Norden Äthiopiens kamen, greifen zunehmend auf das dort produzierte Mastvieh zurück. Weil die überregionalen Märkte zusammengebrochen sind, herrscht auf den regionalen Viehmärkten in Borana ein Überangebot. Die Preise fürs Vieh gehen zurück, die Einkommen der Viehhirten sinken. Eine Katastrophe war für die Bevölkerung schließlich die Dürre in den vergangenen beiden Jahren. Im Jahr 1999 regnete es so gut wie gar nicht, im Jahr darauf erneut zu wenig. Familien verloren ihre komplette Herde, die Ernährungssituation in Borana verschlechterte sich dramatisch.

Im Sinne der Gada

Die Regeln der Gada bieten für diese neuen Probleme nicht immer angemessene Lösungen. „Natürlich können wir nicht vollständig zurück zum alten System, die Bedingungen haben sich geändert. Aber was noch sinnvoll ist, müssen wir erhalten“, sagt Jabole Buru. Genau das ist der Ansatz des Entwicklungsprojekts zur pastoralen Viehwirtschaft in Borana, das die GTZ seit 1996 unterstützt. „Wir wollen den Menschen dabei helfen, mit den neuen Herausforderungen fertig zu werden, und dabei möglichst an der Gada-Ordnung anknüpfen“, sagt Reinhold Swoboda, der Leiter des GTZ-Teams im äthiopisch-deutschen Projekt. Die GTZ-Mitarbeiter entwickelten gemeinsam mit den Behörden und der Bevölkerung ein pastorales Entwicklungs- und Beratungskonzept für die Tier-

▷ haltung, für eine nachhaltige Bewirtschaftung der knappen Ressourcen Boden und Wasser sowie für Gesundheit und Bildung.

Zusammen mit den Gemeinden im Projektgebiet wurde zum Beispiel erörtert, wie der Tiergesundheitsdienst verbessert werden kann. Einer der größten Mängel war schnell benannt: Es gab nur wenig und schlecht ausgerüstetes veterinärmedizinisches Fachpersonal. Vor allem in der Regenzeit, wenn die Hirten mit ihren Herden von den Dörfern wegziehen und sich über ein großes Gebiet verteilen, konnten die rund 50 Veterinäre der Regierung keine flächendeckende Versorgung gewährleisten. Also wurde ein Programm zur Ausbildung von Dorfhelfern für Tiergesundheit ausgearbeitet: Von den Gemeinden ausgewählte Kandidaten absolvieren einen zweiwöchigen Grundkurs, in denen sie die Behandlung einfacher Krankheiten und grundlegende veterinärmedizinische Techniken wie Geburtshilfe und Kastration lernen.



Mehrtägige Auffrischkurse ergänzen die Grundausbildung. Bisher wurden 38 Dorfhelfer ausgebildet und mit Medikamenten sowie medizinischen Instrumenten ausgestattet. Die Bezahlung ihrer Dienste ist von Gemeinde zu Gemeinde unterschiedlich und wird von diesen selbst geregelt.

Eine aktive Rolle spielt die Bevölkerung zudem, wenn es darum geht, Tiefbrunnen zu reparieren, Zisternen zu bauen oder Schulgebäude zu erweitern. Die GTZ unterstützt solche Aktivitäten mit Werkzeug und Baumaterial; unter der Bedingung, dass die Gemeinde bei entsprechenden Anträgen wenigstens 50 Prozent der Kosten übernimmt. Diese Vorgabe stellt sicher, dass Hilfe nur für solche Aktivitäten beantragt wird, an denen die Bevölkerung wirklich interessiert ist.

Lebende Hilfsgüter

Um die Folgen der Dürre 1999/2000 zu lindern, leistet das Projekt Nothilfe. Die Bevölkerung partizipiert auch hier. Die übliche Nahrungsmittelhilfe ist die Ausnahme. Hilfslieferungen werden als Hilfe zur Selbsthilfe für Projekte verteilt, die die Gemeinden selbst ausgewählt haben. Das Prinzip lautet: Food for Work. Zusätzlich gibt es das Erneuerungsprogramm für den Viehbestand. Haushalte, die ihr gesamtes Vieh verloren haben und von ihrer Gemeinde zu den ärmsten gezählt werden, erhalten vier neue Ziegen und ein Kamel; oder fünf weitere Ziegen, wenn sie das Kamel nicht möchten. Die Tiere werden auf den lokalen Märkten gemein-

sam mit den Empfängern gekauft und mit Nothilfemitteln bezahlt.

In Mega, einer der größeren Städte im Südwesten des Projektgebiets, stehen 44 Ziegen zusammengepfercht in einem Gatter und warten auf neue Besitzer. Die schnappen sich auf ein Zeichen eine Ziege aus dem Pulk und leinen sie an. Die Tiere werden markiert und vorbeugend mit einem Antibiotikum behandelt. Viernmal geht die Prozedur über die Bühne. Dann sind alle Ziegen verteilt. Diese Form der Nothilfe unterstützt die Dürreopfer nicht nur kurzfristig, sondern gibt ihnen mit den Tieren das Grundkapital für einen ökonomischen Neuanfang an die Hand. Und weil die lebenden Hilfsgüter auf lokalen Märkten gekauft werden, bleibt das Geld in der Region.

Neue Denkmodelle

Der partizipative Ansatz stößt manchmal an kulturelle Barrieren. Die Diversifizierung des Viehbestands ist ein Beispiel dafür. „In einer Dürre sterben immer zuerst die Rinder“, sagt Balako Gumi, der im Projekt für die Tierhaltung zuständig ist. Der Fachmann rät den Viehhirten deshalb dazu, mehr Ziegen und Kamele zu halten. Doch das ist nicht einfach, denn Kamele sind bei den Borana-Hirten nicht sehr beliebt. Der Grund: Viele von ihnen sehen Kamele als minderwertige Somali-Tiere an. Die Viehhirten der Nachbarregion Somali bevorzugen Kamele, weil sie in den trockenen Gebieten besser überleben. Bei ihnen gilt deshalb der Satz, dass nur der Kamelhirt ein ganzer Mann ist. „Das

Ernährungssicherung für Pastoralisten

Die Lage: Im äthiopischen Borana-Tiefeland kann das traditionelle System der nomadischen Viehhaltung die Ernährungssicherung der wachsenden Bevölkerung nicht mehr gewährleisten.

Das Ziel: Pastorale Haushalte nutzen ihr Selbsthilfepotenzial zur nachhaltigen Verbesserung ihrer Ernährungssituation.

Das Konzept: Mit aktiver Teilhabe der Bevölkerung werden ein pastoral orientiertes Entwicklungs- und Beratungskonzept entwickelt und umgesetzt und Voraussetzungen für alternative Einkommen geschaffen.

Die Partner: Das Oromiya Büro für Landwirtschaftliche Entwicklung, die Departments für Landwirtschaft, Erziehung, Gesundheit, Wasserbau, Ernährungssicherung, Genossenschaftsförderung, Handel und Tourismus; die Administrationen auf Zonen- und Bezirksebene sowie NRO und die Southern Rangeland Development Unit (SORDU).

Die Kosten: Das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) fördert die Technische Zusammenarbeit in den ersten beiden Phasen des bis 2005 angelegten Projekts für Pastorale Viehwirtschaft mit 9,6 Millionen Mark und zusätzlich 2,75 Millionen Mark für ein Nothilfeprogramm im Jahr 2000.

ist für einen Borana-Hirten, der traditionell Rinder hält, natürlich völlig inakzeptabel“, sagt Balako. Doch setzt sich langsam die Einsicht durch, dass es ohne Ziegen und Kamele nicht mehr geht.

Ein Umdenken findet auch in Bildungsfragen statt. „Noch vor

Frauen darf kein Tabu mehr sein“, sagt er. Jabole verkörpert Traditionsbewusstsein und weitsichtige Offenheit für Veränderung zugleich. In der Verbindung von beidem liegt für viele Menschen im Borana-Tiefland die Chance, das Wesen ihrer angestammten Lebensweise zu erhalten. „Jedes Kind, das die dritte Klasse absolviert hat, will vom Hirtenleben nicht mehr viel wissen“, sagt Jabole. Er bedauert das nicht. Die Kinder müssten zur Schule gehen, damit einige von ihnen woanders ein Auskommen finden. Der Wortführer der Gemeinde Cheri Liche weiß: „Wir werden zu viele. Das Land gibt nicht genug her, um alle zu ernähren.“

Verbindende Konzepte

Grundlage der nomadischen Viehwirtschaft ist die wechselweise Nutzung von Trockenzeit- und Regenzeitweiden. Das äthiopisch-deutsche Projekt zur Förderung der pastoralen Viehwirtschaft in Borana will diese Grundlage achten. Ob die Technische Zusammenarbeit Erfolg haben wird, hängt nicht zuletzt davon ab, dass die anderen vor Ort tätigen Hilfsorganisationen ebenfalls diesen Kurs einschlagen. Das ist nicht immer der Fall.

Reinhold Swoboda berichtet verärgert von einer NRO, die mitten in einem Weidegebiet für die Regenzeit einen Tiefbrunnen bohrte, eine Pumpe installierte und meinte, damit etwas Gutes getan zu haben. Es dauerte nicht lange, da standen die ersten Hütten um den Brunnen herum, und die Siedler begannen mit Ackerbau. Dafür war der Boden aber nicht geeignet, er erodierte und taugt heute nicht mehr als Weide. Ein verbindliches Konzept, an das sich alle Entwicklungs- und Hilfsorganisationen gebunden fühlen, ist wichtig. Aus diesem Grund initiierte die GTZ zusammen mit der zonalen Administration im Juni 1998 ein Intersektorales Komitee für pastorale Entwicklung im Borana-Tiefland. Alle vor Ort tätigen Entwicklungsorganisationen

gehören dem Gremium an, das sich zweimal im Jahr trifft, um die Aktivitäten abzustimmen.

Eine wirksame Vertretung der Bevölkerung bei der Regierung ist ebenfalls wichtig. Diese legte im Distrikt Yabello in den 70er Jahren mit finanzieller Unterstützung der Weltbank und der amerikanischen Regierung künstliche Teiche an und lockte damit immer mehr Siedler mit ihrem Vieh an. Das rund 500 Quadratkilometer große Gebiet, das früher als Regenzeitweide diente, ist heute eine degradierte Steinwüste. Die Regierung hat aus diesem Fehlschlag offenbar nichts gelernt:

„Wir werden versuchen, die Borana-Hirten sesshaft zu machen“, sagt Teshome Mulatu, Vize-Minister für Entwicklung und Zusammenarbeit, in seinem Büro in Addis Abeba. Kennt der hohe Politiker die Bedingungen im Süden seines Landes nicht? Zwar fördert auch die GTZ den Ackerbau im Borana-Tiefland, doch nur im kleinen Stil, als zusätzliche Einkommensquelle. Aus Viehhirten lassen sich keine Bauern machen. Das geben der Boden und die Niederschläge nicht her. Um die Interessen der Borana-Bevölkerung besser vertreten zu können, zog im Sommer 2000 der Projektmitarbeiter Sora Adi, selbst Borana, in die Hauptstadt.

Die Regierungen in Addis haben das Borana-Tiefland im Vergleich zum äthiopischen Hochland seit jeher vernachlässigt. Das hat freilich auch sein Gutes: In der Region konzentriert sich noch nicht so viel Entwicklungs- und Nothilfepotenzial wie in anderen Gegenden des Landes. Das Projekt für pastorale Viehwirtschaft ist das erste bilaterale Entwicklungsprojekt in Borana. Regnet es in diesem Jahr jedoch wieder zu wenig, wird sich die Abhängigkeit der Region von externer Hilfe vergrößern. ■

Der Autor ist Redakteur der Zeitschrift Entwicklung und Zusammenarbeit (E+Z).



Zwischen Tradition und Moderne: Das Leben der Menschen im äthiopischen Borana-Tiefland hat seine eigenen Gesetze. Die Entwicklungsberater folgen der Leitlinie: So viel nomadische Tradition bewahren wie möglich, so viel Wandel wie nötig.

wenigen Jahren interessierten sich die Leute kaum dafür, ob ihre Kinder zur Schule gehen. Heute dagegen kommt die Regierung den vielen Anfragen der Gemeinden auf Neu- und Ausbau von Schulen nicht mehr nach“, sagt die 25-jährige Genet Jarso, die Projektverantwortliche für Bildung und Gesundheit. Ein Erfolg, vor allem der Bewusstseinsbildung durch Regierung, Technische Zusammenarbeit, NROs und der Schülerspeisung, die das Welt-ernährungsprogramm seit 1998 im Borana unterstützt. Brehanu Gabre von der Regierungsbehörde für Erziehung im Bezirk Arero, einem von sechs Tieflandbezirken in Borana, belegt diesen Erfolg mit Zahlen: Im Jahr 1993 habe es hier nur 85 Einschulungen gegeben, bis zum Jahr 2000 sei die Zahl auf 3144 gestiegen.

Von diesem Trend profitieren in erster Linie die Jungen. „Ob auch Mädchen zur Schule gehen sollen, darüber gibt es in den Familien noch oft Streit“, sagt Brehanu. Nur knapp ein Viertel der Schulanfänger im vergangenen Jahr seien Mädchen gewesen. GTZ-Mitarbeiterin Genet Jarso ist die erste Frau aus Borana, die ein Hochschulstudium absolviert hat.

Jabole Buru besteht darauf, dass sich das ändert. „Bildung für